

Besprechungen

Marcus Bölz

Sportjournalistik

Wiesbaden: Springer VS, 2018 – 310 S.

ISBN 978-3-658-18904-4

Der Autor ist Diplom-Journalist (Dortmund) sowie examinierter Psychologe, verfügt über (Sport-) Medienpraxis, u. a. bei einer Regionalzeitung und beim Hörfunk, sowie über Lehrpraxis an verschiedenen Hochschulen. 2011 promovierte er über das Thema Sportjournalismus an der Universität Koblenz-Landau und leitet seit einigen Jahren als Professor das Institut für Sportkommunikation an der Fachhochschule des Mittelstands. Diese biographische Notiz steht hier am Anfang, weil sie auch – gut eine Seite lang – dieses Lehrbuch eröffnet. Damit soll wohl gleich deutlich gemacht werden, dass das Werk auf der Basis breiter und intensiver Kenntnisse und Erfahrungen des Autors beruht, der sich auch schon in seiner Dortmunder Diplomarbeit mit dem einschlägigen Thema befasst hatte, welche Vorstellungen Fußballprofis von der Tätigkeit und Kompetenz von Sportjournalisten haben, die über sie berichten.

Die Kompetenz der Sportjournalisten steht insofern im Zentrum des Buchs, als vor allem im zweiten Teil (Kapitel 5 bis 10) in vielfältigen Zusammenhängen Antworten auf Fragen nach Handlungsorientierungen im Sportjournalismus gegeben werden: an welche ethischen Normen sich die Akteure halten sollen, was die Qualität der Berichterstattung ausmacht und wie sie sich verbessern lässt, wie der Publikumsbezug aussieht und wie er sich optimieren lässt, wie das Verhältnis von Information und Unterhaltung aussieht und wie es aussehen sollte, und schließlich und vor allem, wie sich das Redaktionsmanagement im Sportjournalismus unter gewandelten (digitalen) Rahmenbedingungen verbessern lässt. Hier ist das Buch vor allem Lehrbuch, das für den Einsatz in entsprechenden Lehrveranstaltungen konzipiert ist. Die Didaktisierung findet ihren Ausdruck auch dadurch, dass durchgängig alle Überschriften der Unterkapitel als Fragen formuliert sind und der Lernerfolg jeweils am Kapitelende wieder abgefragt wird.

Der Anspruch dieses ambitionierten Werks zur Beobachtung des Sportjournalismus (als „Sportjournalistik“) geht jedoch ein gutes Stück darüber hinaus. Es bietet auch eine sehr breit angelegte Materialsammlung von Informationen über den Beruf und seine Probleme

sowie das Referat von wissenschaftlichen Daten und Fakten. Diese beruhen zum Teil auf Erkenntnissen aus einschlägigen Studien, die seit den 1970er Jahren zum Thema entstanden sind, sowie auf theoretischen Angeboten aus diversen Disziplinen; der Autor will so offenbar Kontexte der wissenschaftlichen Beobachtung des Sportjournalismus und die Einordnung seiner Spezifika verdeutlichen.

Dabei treten mitunter zwei Probleme auf. So werden Erklärungsansätze und Modelle ohne weitere Erklärung und Relativierung als „sportjournalistisch“ ausgewiesen, die aus der allgemeinen Journalistik stammen (z. B. S. 67, 271); bisweilen werden allgemeine Beobachtungen zum Journalismus etwas gewaltsam in den Sportjournalismus transportiert. Dann: Theorien der Soziologie und Sozialpsychologie erscheinen nicht immer in Zusammenhängen, die ihnen gerecht werden. Dies gilt z. B. für die Systemtheorie, die mit einem anderen Autonomiebegriff arbeitet, als hier (S. 153f.) suggeriert wird. Und Festingers Theorie der kognitiven Dissonanz, auf die mehrmals rekurriert wird (S. 278, 302), ist vor allem eine sozialpsychologische Balance-Theorie, die Unbehagen nach Entscheidungssituationen erklärt; liefert sie tatsächlich eine Skizze für „den Wunsch des Menschen nach Weltbildbestätigung“ (S. 278) und taugt deshalb dazu zu erklären, warum sich Sportjournalisten mit Innovationen schwer-tun?

Gerade in den „theoretischen“ Abschnitten (Kapitel 1 bis 4) hat der Autor ansonsten eine beeindruckende Fülle von Informationen (insbes. zur Funktion des Sportjournalismus und seiner Geschichte) zusammengetragen, die belegen, dass sich der Erkenntnisstand zu diesem relevanten journalistischen Feld in den vergangenen Jahrzehnten erheblich verbessert hat. Über einzelne seiner Deutungen – etwa zum „Aufstieg“ der einstigen „Außenseiter“ (S. 71ff.) – mag man dabei geteilter Meinung sein. Eine wichtige Ergänzung des Textes stellt eine Reihe von Interviews dar, welche Marcus Bölz mit Praktikern geführt hat.

Das Buch ist durchweg gut lesbar. Die offensichtliche Nähe des Autors zu seinem Gegenstand (ver)führt weitgehend nicht zu einer unkritischen, affirmativen Darstellung dieses Journalismus-Bereichs, der traditionell so etwas wie ein „Frühwarnsystem“ des gesamten Berufs darstellt. In den abschließenden Teilen zum Redaktionsmanagement und zur „Kultur innovativer Sportredaktionen“ (Kapitel 9 und 10) verändern sich freilich Tonlage und auch Anspruch des Textes. Hier hätte z. B. die Beschäftigung mit „Konzeptionen von Sport-

journalismus“ (S. 273ff.) rückgekoppelt werden können (müssen) an die entsprechenden wissenschaftlichen Quellen zu den allgemeinen Berichterstattungs-Mustern im Journalismus. Sehr knapp werden außerdem die einflussreichen „Sportblogs“ abgehandelt (S. 275).

Vor allem aber: Nun gibt es nicht nur Phrasenschwein-verdächtige Formulierungen („Sportjournalisten sind auch nur Menschen“, S. 278), sondern auch Passagen, die an sinnfreie Versatzstücke aus dem Fundus von Unternehmensberatern erinnern. Dabei handelt es sich z. T. um Gemeinplätze aus Organisationsanalysen, die hier auf den Sportjournalismus und seine neuen Bedingungen übertragen werden (sollen), ohne dass dessen Spezifika jeweils thematisiert werden. Hier geht der Bezug zum Thema ein wenig verloren, das ansonsten in diesem Buch auf sehr breiter Basis kompetent abgehandelt wird. Den Berufaspiranten bietet es eine Menge Material zur Orientierung über dieses nach wie vor für viele attraktive journalistische Feld.

Siegfried Weischenberg

Ulla Carlsson / Lennart Weibull

Freedom of Expression in the Digital Media Culture

A Study of Public Opinion in Sweden

Göteborg: Nordicom, 2018. – 39 S.

ISBN 978-91-87957-83-3

Der kurze Bericht *Freedom of Expression in the Digital Media Culture*, verfasst von Ulla Carlsson – der ehemaligen Vorsitzenden von Nordicom – und damit eines der zentralen Wissenschaftszentren skandinavischer Kommunikations- und Medienwissenschaft – und Lennart Weibull – Professor Emeritus in Massenkommunikation an der Universität Göteborg –, beschäftigt sich mit der zentralen Frage, wie sich das Verständnis von Pressefreiheit im Kontext digitaler Medien verändert. Der vorliegende Text basiert weitgehend auf bereits publizierten, schwedischen Arbeiten und bietet eine Übersicht über die schwedische Medien- und politische Landschaft, die Gesetzgebung sowie die Publikumswahrnehmung von Pressefreiheit in Relation zu anderen Werten wie dem Persönlichkeitsrecht, aber auch dem Schutz von Minderjährigen und Minoritäten. Die Autoren gehen davon aus, dass die Rolle und Wahrnehmung der Pressefreiheit im digitalen Kontext grundlegend überdacht und daher eingehend studiert werden muss. Die Analyse verwendet Daten der jährlichen, nationalen SOM-Unter-

suchung des Jahres 2015 (SOM steht für samhälle – opinion – medier; Gesellschaft – Meinung – Medien). Die Teiluntersuchung zur Wahrnehmung von Journalismus und Pressefreiheit wurde an ein randomisiertes Panel von 3400 Personen im Alter zwischen 16 bis 86 Jahren verschickt (mit einem Rücklauf von 51 Prozent). Die SOM-Untersuchung wird seit 1985 durch das SOM-Institut an der Universität Göteborg durchgeführt.

Der Bericht beginnt mit einer kurzen Übersicht über die gesetzlichen Grundlagen und die Geschichte der Pressefreiheit in Schweden und bietet gleichzeitig eine Diskussion des politischen Kontextes. Die Autoren analysieren danach eingehend die Rolle von Vertrauen in Medien und andere gesellschaftliche Institutionen in Schweden. Demnach sind die Befragten kritisch gegenüber den Medien bezüglich der Wahrung von Persönlichkeitsrechten und in Bezug auf objektive Berichterstattung. Andererseits ist eine Mehrheit der Befragten davon überzeugt, dass Journalisten gute bis sehr gute Arbeit dafür leisten, Personen in Machtpositionen zu beobachten.

Carlsson und Weibull gehen des Weiteren auf Unterschiede in der Wahrnehmung von Pressefreiheit, insbesondere der Frage nach möglichen und legitimen Einschränkungen eben dieser, zwischen verschiedenen Gruppen ein. Eine Mehrheit der Befragten spricht sich demnach für eine Einschränkung der Pressefreiheit unter gewissen Umständen aus, beispielsweise um das Kindeswohl zu schützen. Einschränkungen der Pressefreiheit sind außerdem akzeptabel, um nationale Sicherheitsinteressen und individuelle Persönlichkeitsrechte zu wahren sowie Rassismus vorzubeugen. Weniger Unterstützung findet die Einschränkung der Pressefreiheit zur Wahrung religiöser Werte, was mit der starken Dominanz atheistischer Werte in Schweden erklärt wird.

Am deutlichsten ist der Unterschied zwischen Frauen und Männern: Frauen sind eher bereit, Restriktionen der Pressefreiheit zu akzeptieren, als Männer, außer, wenn es um die nationale Sicherheit geht. In diesem Fall unterstützen mehr männliche Befragte die Einschränkung der Pressefreiheit. Ein weiterer wichtiger Unterschied wird zwischen politisch Interessierten und politisch Nicht-Interessierten konstatiert. Demnach stimmen politische interessierte BefragungsteilnehmerInnen seltener Einschränkungen der Pressefreiheit zu.

Alles in allem stimmen die Resultate mit dem Prinzip des „balance of harms“ überein. Die Befragten wertschätzen die Pressefreiheit, sehen es aber unter gewissen Umständen als not-

wendig an, diese Freiheit einzuschränken, um Individuen und Gruppen vor Schaden zu bewahren. Carlsson und Weibull verweisen des Weiteren auf die Tragweite, die die Wahrnehmung von Pressefreiheit für die schwedische Gesellschaft hat. Sie plädieren für die Wahrung von Vielfalt im Medienangebot, um BürgerInnen unabhängige und informierte Meinungsbildung zu gestatten. Auch betonen die Autoren die Notwendigkeit, die Wahrnehmung von Rechten und Werten, wie die der Pressefreiheit, weiter zu untersuchen. Kritische Medienkompetenz der MediennutzerInnen wird als besonders wichtig für das Fortbestehen der Demokratie angesehen, speziell in Zeiten digitalen Wandels, in denen Pressefreiheit neu überdacht wird und potenziell neue Gründe für deren Einschränkung entstehen.

Der kurze Text spiegelt den aktuellen Stand der Wahrnehmung von Pressefreiheit in Schweden wider, ist aber besonders interessant im Lichte einer gerade stattfindenden Methodendiskussion der Kommunikations- und Medienwissenschaft in Schweden. Kern der Debatte ist die Vorstellung, dass digitale Medien nicht nur die Produktion, den Vertrieb und die Nutzung von Medien grundlegend verändert, sondern auch das Spektrum der Methoden erweitert haben, das zur Untersuchung von Mediennutzung und der Rolle der Medien zur Verfügung steht. Den Auslöser für die Methodendiskussion bildete ein Beitrag von Pelle Snickars, Professor in Kultur und Medienwissenschaft an der Universität Umeå, in dem er insbesondere die antiquierten Methoden der SOM-Untersuchung kritisierte. Digitale Medien und damit Datenspuren ermöglichten, so seine Meinung, verlässlichere Analysen als Meinungsbefragungen. Seit der Publikation haben sich weitere Vertreter des Fachs zu Wort gemeldet und die Rolle von digitalen und tradierten Methoden der Kommunikations- und Medienwissenschaft und deren epistemologische und ontologische Grundlagen diskutiert. Die Debatte ist weiter in vollem Gange, es bleibt also in diesem Sinne spannend.

Anne Kaun

Jessica Einspänner-Pflock

Privatheit im Netz

Konstruktions- und Gestaltungsstrategien von Online-Privatheit bei Jugendlichen

Wiesbaden: Springer VS, 2017. – 300 S.

(Reihe: Medien – Kultur – Kommunikation)

ISBN: 978-3-658-13679-6

(Zugl.: Bonn, Univ., Diss, 2015)

Selbstpräsentation und Kommunikation im Internet und vor allem auf Social Network Sites (SNS) sind bereits einige Zeit Gegenstand medien- und kommunikationswissenschaftlicher Forschung. Zentral sind dabei Fragen nach Privatsphäre und Privatheit im Kontext von Identitätsarbeit. Da häufig Studienergebnisse im Mittelpunkt stehen, die in Zeitschriftenbeiträgen knapp präsentiert werden, kommen spezifische elaborierte theoretische Konstrukte in diesem Zusammenhang eher ein wenig zu kurz. Häufig wird Privatheit (gelegentlich einfach mit Privacy gleichgesetzt) lediglich auf (medien-)psychologische Aspekte (sensu Altman 1976 und Westin 1968) oder in einer stärker kommunikationswissenschaftlichen Tradition als Abgrenzung von Öffentlichkeit umrissen.

Der vorliegende Band von Einspänner-Pflock zeichnet sich aus Sicht des Rezensenten zunächst durch einen wesentlichen theoretischen Beitrag zu Privatheit aus. Hier wird ein ganzes Spektrum von Bedeutungen und theoretischen Konzepten zu Privatheit systematisch aufgearbeitet (ähnlich schon bei Schenk et al. 2012, Niemann 2016, aber auch beim Rezensenten): Neben einer historischen, sozialphilosophischen Übersicht werden sozialpsychologische und juristische Diskurse berücksichtigt. Die Aufarbeitung macht zugleich deutlich, dass sozio-kulturelle und damit auch individuell relevante Vorstellungen von Privatheit sich seit jeher im Wandel befinden. Veränderungen, die sich durchaus auch historisch in einer Lesart von Mediatisierung einordnen lassen, wie es hier getan wird. Gleichwohl werden aktuellere Dynamiken der Digitalisierung, Vernetzung, Mobilnutzung als neue Qualität oder zumindest neue Stufe einer Mediatisierung aufgefasst, die Modifikationen von Lebenswelt und Sozialisationskontexten mit sich bringt – was hier durch den Fokus auf Jugendliche entsprechend Berücksichtigung findet.

Die Autorin spitzt dann weiter auf die zentrale Kategorie von Online-Privatheit zu, was im Sinne einer Fokussierung für die folgende empirische Untersuchung sinnvoll und plausibel ist. Das zuvor aufgezeigte Potenzial einer

allgemeineren theoretischen Konzeption an der Schnittstelle zwischen systemischer und handlungstheoretischer Perspektive entwickelt die Autorin dabei allerdings nicht weiter, sondern fokussiert (als durchaus plausible Zuspitzung) auf eine handlungstheoretische Konzeption von Online-Privatheit. Dies ist hier auch schon deshalb sinnvoll, um überhaupt einen für die empirische Studie operationalisierbaren Rahmen zu wahren. Eine wesentliche Quelle für das vorgelegte Konzept der User-Generated-Privacy ist das Privacy-Calculus-Modell, eine Weiterentwicklung des Uses-and-Gratification-Ansatzes, das vor allem in Marketing und E-Commerce entstanden ist, aber bereits weiter für die Medien- und Kommunikationswissenschaft adaptiert wurde (im deutschsprachigen Raum etwa bei Niemann 2016 oder Trepte/Dienlin 2014). Hier wird ein profundes handlungstheoretisches Konzept vorgestellt, dass noch einmal für die Strategien jugendlicher Internetnutzer differenziert wird.

Die durchaus verständliche Zuspitzung auf Online-Privatheit hat aber auch eine gewisse Trennung vom Alltag offline zur Folge, die nicht ganz unproblematisch ist, da beide sich im Alltagshandeln kaum trennen lassen und wechselseitig zu Konsequenzen auch im Kontext von Privatheit führen können. Medienhandeln auf SNS kann gerade für Jugendliche durchaus reale Folgen im Alltag haben, da etwa Mitschüler/innen über unpassende Fotos oder übertriebene Selbstinszenierung sprechen – auch noch, nachdem dies online bereits gelöscht ist. Umgekehrt kann etwa deviantes Verhalten, können peinliche Situationen im Alltag durch das Aufgreifen auf Social Network Sites ein viel größeres Publikum erreichen und so viel weiter bekannt werden als nur Anwesenden.

Die empirische Untersuchung gliedert sich in zwei Teilstudien, die eher lose miteinander verbunden sind. So werden für die Altersgruppen 12 bis 14 Jahre und 15 bis 18 Jahre unterschiedliche Untersuchungen durchgeführt. Mit den (52) Jüngeren wurden zwei Gruppendiskussionen durchgeführt, in deren Umfeld auch Fragebögen (offene Fragen, Zuordnungen) ausgefüllt und Zeichnungen zu Privatheit angefertigt wurden. Mit den (zehn) Älteren wurden Leitfadeninterviews geführt sowie deren Nutzung von SNS mittels Screen-Recording aufgezeichnet und analysiert – bei Letzterem standen Fragen zu technischen Einstellungen auf der bevorzugten Plattform Facebook im Mittelpunkt. Die Ergebnisse werden entsprechend für die Altersgruppen (mit den entsprechenden Methoden) einzeln dargestellt.

Einspänner-Pflock gelingt es, ganz im Sinne einer qualitativen Studie, die Erkenntnisse zusammenzubringen und im größeren Zusammenhang von Online-Privatheit zu diskutieren. Entsprechend Forschungslogik und Stichprobe können Zusammenhänge mit soziodemographischen Merkmalen zumindest angedeutet werden. Vor allem kann sie plausibel Konzepte von Privatheit im Alltag (allgemeiner, vor allem durch die Zeichnungen der Jüngeren) und spezifischer für den Umgang mit SNS (vor allem aus den Interviews und der Beobachtung der Nutzung der Älteren) herausarbeiten. So kann hier gezeigt werden, dass Selbstoffenbarungen eher nicht mit einem vermeintlichen Privacy-Paradox (im bisherigen Verständnis) als vielmehr mit individuellen Bewertungen und Abwägungen hinsichtlich des Nutzens von Selbstpräsentation und Kommunikation zusammenhängen – auch sozial erwünschtes Antwortverhalten spielt dabei eine Rolle. Die Heranwachsenden sind sich kultureller Werte hinsichtlich Privatheit durchaus bewusst, orientieren sich im lebensweltlichen Alltag aber an pragmatischen, flexiblen Normen, die eher einen mittelfristigen Nutzen bei der SNS-Nutzung fokussieren.

Sascha Trültzsch-Wijnen

Literatur

- Altman, Irwin (1976): Privacy. A Conceptual Analysis. In: *Environment and Behavior*, Vol. 8 (1), 7–29.
- Niemann, Julia (2016): Risiken und Nutzen der Kommunikation auf Social Networking Sites. Köln: von Halem.
- Schenk, Michael; Niemann, Julia; Reinmann, Gabi; Roßnagel, Alexander (Hrsg.) (2012): *Digitale Privatsphäre: Heranwachsende und Datenschutz auf Sozialen Netzwerkplattformen*. Berlin: Vistas.
- Trepte, Sabine; Dienlin, Tobias (2014): Privatsphäre im Internet. In: T. Porsch, S. Pieschl (Hrsg.), *Neue Medien und deren Schatten. Mediennutzung, Medienwirkungen und Medienkompetenz*. Göttingen: Hogrefe, 53–80.
- Trültzsch-Wijnen, Sascha; Pscheida, Daniela (2013): Privatheit – Privatsphäre: Normative Konzepte im Wandel. In: *Medienimpulse* (1), <http://www.medienimpulse.at/articles/view/494> [05.07.2018].
- Trültzsch-Wijnen, Christine W.; Trültzsch-Wijnen, Sascha; Siibak, Andra (2015): Using and Not Using Social Media. What Triggers Young People's SNS Practices? In: F. Zeller, C. Ponte, B. O'Neill (Eds.), *Revitalising Audience Research: Innovations in European Audience Research*. New York, London: Routledge, ECREA Book Series, 176–194.
- Westin, Alan F. (1968): *Privacy and Freedom*. 5th Edition. New York: Atheneum.

Christian König / Jette Schröder / Erich Wiegand (Hrsg.)

Big Data

Chancen, Risiken, Entwicklungstendenzen

Wiesbaden: Springer VS, 2018. – 178 S.

ISBN 978-3-658-20082-4

(Schriftenreihe der ASI – Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute)

Der von Christian König, Jette Schröder und Erich Wiegand 2018 herausgegebene Sammelband mit dem Titel „Big Data: Chancen, Risiken und Entwicklungstendenzen“ dokumentiert die Ergebnisse einer Fachtagung, die im Juni 2017 vom statistischen Bundesamt in Wiesbaden veranstaltet wurde. Es handelt sich konkret um die Veröffentlichung von Tagungsbeiträgen. Dieser Bezug wird in der Publikation akzentuiert und hervorgehoben, indem die Eröffnungsrede des Veranstalters als Transkript im Gestus einer oral history abgedruckt wird. Diese wortwörtliche Dokumentation des Tagungsgeschehens könnte allerdings das im Band angesprochene Zielpublikum von WissenschaftlerInnen, PraktikerInnen und Studierenden der Sozialwissenschaften, Marktforschung und der amtlichen Statistik irritieren, die sich von diesem Buch eine nachhaltige Qualitätssicherung der empirischen Forschung erwarten, aber sich in der Einführung mit den protokolларischen Ritualen einer Tagungsöffnung auseinanderzusetzen müssen.

Der erste Beitrag des Tagungsbandes eröffnet mit dem vielversprechenden Titel „Big Data – Anwendungen in der Marktforschung“, beschäftigt sich aber im Grunde nur mit Beispielen von Anwendungen, die sein Autor, Bernd Wachter, im Datenanalyse-Unternehmen Psyma durchgeführt hat. Anderweitige Methoden im Bereich der Big Data Research werden im letzten Kapitel seines Beitrags bloß in Stichworten angeführt. Durch dieses Namedropping ergibt sich kein brauchbarer Einblick in angewandte Methoden.

Auch der folgende Beitrag hat einen sehr engen Themenfokus und beschäftigt sich exemplarisch mit einem einzigen Data-Science-Studiengang, der derzeit in Mannheim angeboten wird. Viele Informationen, die der Text verarbeitet, könnten auch im Internet nachgelesen werden, sie werden hier einfach noch einmal abgedruckt und nicht in einem internationalen Vergleich kontextualisiert. Damit handelt es sich um ein interessegebundenes Textformat, das der Bewerbung eines bestimmten Studienganges dient. Was hat dieser Studienführer in

einem sozialwissenschaftlichen Sammelband verloren?

Die nächsten beiden Texte beschäftigen sich mit unterschiedlichen Aspekten digitaler Daten in der amtlichen Statistik. Lara Wiengarten und Markus Zwick befassen sich einführend mit der Integration digitaler Datenquellen in die amtliche Statistik. Das interessierte Publikum wird auf gut lesbare Weise mit gouvernementalen Aspekten des „öffentlichen Gutes“ der amtlichen Statistik und mit nationalen und internationalen Machbarkeitsstudien und ihren Ergebnissen vertraut gemacht. Im nächsten Beitrag von Martina Rengers wird unverhältnismäßig ausführlich (S. 61–86) die „internetbasierte Erfassung offener Stellen im Statistischen Bundesamt“ (gleichnamiger Titel) untersucht. Meines Erachtens ist sowohl die Überlänge dieser Detailstudie als auch die Positionierung im Sammelband nicht nachvollziehbar. Inhaltlich umreißt der Beitrag ein relevantes Thema der Arbeitsvermittlung und der Arbeitsmarktpolitik, geht es doch um die statistische Stellenerhebung auf Jobportalen und mögliche Rekrutierungspraktiken seitens der Arbeitgeber. Dennoch wirkt der Beitrag etwas deplatziert, denn im darauffolgenden Text wird wiederholt ein Data-Science-Studiengang an der LMU München stillschweigend beworben.

Man hätte also den Sammelband insgesamt thematisch besser gliedern und sach- und themenverwandte Text in einem Kapitel zusammenfassen müssen. Da die versammelten Texte überhaupt nicht geordnet sind, muss beim Leser der Eindruck entstehen, dass die verantwortlichen HerausgeberInnen die Texte sorg- und planlos aneinandergereiht haben. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn die einzelnen Beiträge immer wieder auf einführende Aspekte und Allgemeinplätze referieren (Big Data als „Öl des 21. Jahrhunderts“ u. ä. auf S. 111!), die bereits seit der Einleitung immer wieder stereotyp recycelt werden.

Diese Einschätzung betrifft in erster Linie das strategische Erscheinungsbild des Bandes, soll aber nicht auf alle einzelnen Beiträge differenziert übertragen werden. Der Beitrag „Big Data in der wirtschaftswissenschaftlichen Forschung“ (S. 129–148) von Thomas K. Bauer, Phillip Breidenbach und Sandra Schaffner erlaubt einen fundierten Einblick in wissenschaftliche Wissenspraktiken auf der Grundlage der rezenten Methodendiskussion und reflektiert auch epistemische Umbrüche im Bereich der Datenerhebung wirtschaftsforschender Aktivitäten. Ähnlich gelagert ist der abschließende Text über die Datenschutzproblematik bei Big Data, der von zwei Experten für den Bereich

Wirtschaftsrecht an der Universität Kassel, Gerrit Hornung und Constantin Herfurth, verfasst wurde. Auch dieser fachwissenschaftliche Text ist vorbildlich recherchiert, argumentativ höchst anschaulich strukturiert und befindet sich auf der Höhe zeitgenössischer Forschungspublikationen. Er reflektiert nicht nur vergleichend die Grundlagen des Datenschutzrechts, sondern setzt sich auch normativ-abwägend mit den datenschutzrechtlichen Vorgaben, Lösungsansätzen und Handlungsanweisungen der informationellen Selbstbestimmung auseinander.

Fazit: Es ist fraglich, ob die teilweise hochwertigen Diskussionsbeiträge zur Thematik der Big Data in Gesellschaft, Recht und Wirtschaft die Defizite eines unzureichend organisierten Sammelbandes aufwiegen können.

Ramon Reichert

Ingrid Paus-Hasebrink (Hrsg.)

Langzeitstudie zur Rolle von Medien in der Sozialisation sozial benachteiligter Heranwachsender

Lebensphase Jugend

Baden-Baden: Nomos, 2017. – 326 S.

(Reihe: Lebensbezogene Medienforschung: Angebote – Rezeption – Sozialisation; 5)

ISBN 978-3-8487-4302-5

In diesem Werk, herausgegeben von Ingrid Paus-Hasebrink, stehen sozial benachteiligte Heranwachsende und ihre Sozialisation im Mittelpunkt sowie die Frage, welche Rolle Medien dabei übernehmen. Eine Langzeit-Panelstudie bietet die Datengrundlage, um den Zusammenhang betrachten zu können. Seit 2005 wurden 18 Familien in sechs Panelwellen befragt. Die Kinder wurden während dieser Panelwellen vom Kindergartenalter über den Schuleintritt bis in die Jugendzeit betrachtet. Methodisch wurde hauptsächlich mit Interviews (Elternteil und Kind) sowie Fragebögen gearbeitet. Im Zentrum standen die Fragen, welche Bedeutung die Kinder ihrem eigenen Medienkonsum zuordnen, aber auch, wie sie die Mediennutzung der Eltern wahrnehmen. Auf der anderen Seite interessierte die Wahrnehmung der Eltern und der Medienkonsum der Kinder sowie die Frage, wie Eltern ihre Kinder dabei anleiten.

Die in Kapitel 4 skizzierten Profile der 18 teilnehmenden Familien geben dem Leser ein lebhaftes Bild der unterschiedlichen Familiensituationen. Durch die detailreiche Beschrei-

bung der Familien und der untersuchten Kinder kann man sich als Leser ziemlich deutlich die Stimmung und die vorherrschenden Voraussetzungen in den Familien vor Augen führen und dadurch auch die kindliche Mediennutzung in diesem Kontext reflektieren. Die Familien wurden in vier unterschiedliche Typen eingeteilt, welche je eine unterschiedlich hohe sozio-ökonomische und/oder sozioemotionale Belastungssituation kennzeichnete: von Typ 1 (sehr belastende familiäre Situation) bis hin zu Typ 4 (am wenigsten belastende familiäre Situation). Diese Einteilung erleichtert es dem Leser noch einmal, sich ein Bild der unterschiedlichen Situationen zu machen, in denen die Kinder aufwachsen. Sehr rasch wird deutlich, dass es eines komplexen Methodengerüsts bedarf, um Rückschlüsse auf Medien und deren Nutzung innerhalb einer Familie machen zu können. Die Studie berücksichtigt über die Untersuchungsjahre hinweg sowohl die Familie und die Bedingungen, unter denen die Kinder aufwachsen, als auch weitere Sozialisationskontexte außerhalb der Familie. Der Einfluss jener Einrichtungen (wie etwa Sportvereine, Verwandte, Peers, Schule u. a.) auf die Mediennutzung der Heranwachsenden wird mitberücksichtigt.

Die Medienausstattung war in allen teilnehmenden Familien stets gut. Die Kinder nutzten die Medien in ihrem Alltag vor allem funktional, aber verfolgten unterschiedliche Motive (u. a. eskapistischer Natur, zur Bewältigung von Aggressionen oder gegen die Langeweile). Rasch zeigte sich, dass die Mediennutzung der untersuchten Kinder eng an Erlebnisse innerhalb der Kernfamilie gebunden ist. Kurz gesagt erlangten Medien dann einen besonderen Stellenwert für die Kinder, wenn der Sozialisationskontext in den Familien besonders erschwert war. Es scheinen vor allem die emotionale Zuneigung und das Verständnis der Eltern zu sein, welches die Art der Medienerziehung innerhalb einer Familie bestimmt. An dieser Stelle wird deutlich der Zusammenhang zwischen der Zuneigung der Eltern und der kindlichen Kompetenz, sich Herausforderungen zu stellen und ihnen gewachsen zu sein, beschrieben. Das elterliche Verhalten gegenüber den Kindern zeigt sich sogar in der Beziehung zwischen den Geschwisterkindern. Zu Recht wird erwähnt, dass Sozialisationsforschung immer auch Familienforschung sein müsse.

Überraschend hingegen war die Erkenntnis, dass es zwischen den unterschiedlichen Familientypen keine großen Unterschiede in der Medienerziehung zu Hause zu geben scheint – und es wenig Hinweise auf konkrete Medienerziehungsstrategien von Seiten der Eltern gab.

Das Buch zeigt die hohe Komplexität, die es benötigt, um eine Fragestellung wie die Rolle der Medien in der Sozialisation zu untersuchen, gekonnt auf: mit der holistischen Erfassung aller beteiligten Akteure und der Begleitung über eine lange Zeitspanne hinweg. Obschon man zu Beginn bereits erahnen mag, dass Medien nur einen kleinen Teil im großen Ganzen darstellen, so führt ein dieses Buch diesen Sachverhalt noch einmal ganz deutlich vor Augen. Die Wichtigkeit des Einflusses der Eltern wird im Fazit stark betont, wie auch die Konsequenz, dass es weiterer Unterstützung der Eltern bedarf, sie gestärkt werden sollen, damit die Erziehungsarbeit (mit und ohne Medien als Thema) besser geling kann.

Das Werk eignet sich als Lektüre für alle Fachpersonen, die sich mit Mediennutzungsfragen, aber auch familiären Kontexten und Gelingensbedingungen für ein gutes Aufwachsen auseinandersetzen.

Eveline Hipeli

Julia Roll

Kommunikation im öffentlichen Raum

Aufmerksamkeit und Mediennutzung
Wiesbaden: Springer VS, 2017. – 339 S.
ISBN 978-3-658-16520-8
(Zugl.: Erfurt, Univ., Diss., 2015/2016)

Wie verändert die Ubiquität digitaler mobiler Medien das Zusammenleben der Menschen und welche Konsequenzen resultieren daraus für die Gesellschaft? Julia Roll geht dieser Frage aus einer handlungstheoretischen Perspektive nach. Am Beispiel des Smartphones untersucht sie, wie Menschen im Alltag den Umgang mit mobilen Medien managen, also wie Nutzende dem Medium Aufmerksamkeit entgegenbringen, wie sie in sozialen Konstellationen mit der geteilten Aufmerksamkeit zwischen Smartphone und interpersonaler Kommunikation umgehen und wie sie mobile Kommunikation in ihrem Umfeld erleben. Die Verfasserin macht nuanciert und gut nachvollziehbar deutlich, dass sich die Nutzenden weder unreflektiert den technischen Möglichkeiten des mobilen Mediums hingeben, noch dass vor dem Hintergrund der Präsenz von Mobilkommunikation grundlegende Regeln zwischenmenschlichen Umgangs radikal infrage gestellt werden. Vielmehr wird die Smartphone-Nutzung an die Notwendigkeiten und Gegebenheiten des Alltags angepasst. Gleichzeitig verändert sich der Alltag dadurch in Teilen, etwa indem sich die Nutzenden auf Umgangsweisen mit dem

Smartphone verständigen, um es in sozialer Gemeinschaft verwenden zu können.

Julia Roll setzt mit ihrem Buch einen neuen Impuls auf der Ebene der Theorieentwicklung, indem sie das Konzept der „Aufmerksamkeit“ für eine sozialwissenschaftliche Analyse von Kommunikationsprozessen in Abgrenzung zur Medienpsychologie fruchtbar macht. Sie definiert Aufmerksamkeit als zentralen Bestandteil kommunikativen Handelns, weil ein Informationsaustausch nur möglich ist, wenn Aufmerksamkeit erzielt wird. Im Anschluss diskutiert sie die Entstehung von Regeln und Routinen der Mediennutzung unter Bezugnahme auf die Rahmentheorie Erving Goffmans. Mit dem „Mobile Phone Appropriation Model“ wählt sie einen recht statischen Rahmen aus dem Kontext der Aneignungsforschung, um unterschiedliche Ebenen der Nutzung des Smartphones in der Öffentlichkeit zu bestimmen. Deshalb bleibt in der empirischen Studie wenig Raum, um Aneignungsweisen induktiv zu entdecken.

Die empirische Untersuchung ist in zwei Teilbereiche gegliedert. So wird erstens erfasst, welche alltäglichen Handlungsmuster sich bezüglich der Mediennutzung im öffentlichen Raum – also außerhalb der häuslichen Sphäre – identifizieren lassen. Darüber hinaus fragt die Verfasserin, welche medienbezogenen Involvement-Merkmale und -ausprägungen kontextspezifisch und -übergreifend erkennbar werden. Um die Bedeutung der Smartphone-Nutzung in ihren Facetten zu erheben, führt Julia Roll eine qualitative Studie mit zwölf Befragten und weiteren 16 Personen aus dem Familien- und Bekanntenkreis der Studienteilnehmer*innen durch.

Das empirische Vorgehen ist mehrschrittig angelegt und anspruchsvoll. Die Befragten haben zunächst eine Woche lang ein Medientagebuch geführt und darin ihre Smartphone-Nutzung in der Öffentlichkeit sowohl schriftlich als auch in Fotos und Videos dokumentiert. Anschließend fand ein Interview statt, innerhalb dessen die Befragten ihre Erfahrungen mit der Tagebuchstudie, ihre Smartphone-Nutzung sowie die anderer Personen im öffentlichen Raum reflektierten. Das Ziel war es, neben der Aufdeckung von Routinen auch Störungen und Probleme zu thematisieren.

In einem zweiten Interview wurden die Ergebnisse der ersten Erhebungsschritte noch einmal validiert, vertieft und ergänzt. Zusätzlich befragte Julia Roll Familienangehörige, Freunde und Bekannte der Studienteilnehmer*innen in weiteren Interviews, um eine Außenperspek-

tive auf ihr Medienhandeln im öffentlichen Raum einzuholen.

Die Ergebnisse beider Teilanalysen werden in zwei Kapiteln umfangreich und detailliert beschrieben. Im ersten Abschnitt wird deutlich, dass das Smartphone im Untersuchungszeitraum zwischen 2014 und 2015 bereits ein fester Bestandteil des Alltags war und intensiv für ein breites Spektrum an Kommunikations- und Organisationsaufgaben verwendet wurde. Seine Etablierung hat die interpersonale Kommunikation stärker textbasiert werden lassen. Telefoniert wird seit dem Aufkommen des Mediums seltener. Umso überraschender ist es, dass die Verfasserin vor allem im zweiten Teil der Untersuchung einen Schwerpunkt auf Fragen der Telefonie legt. Dies mag daran liegen, dass sie sich theoretisch und empirisch vor allem auf Vorgängerstudien zur Handy-Nutzung beziehen kann und die Befragten das Problem klingender Telefone in der Öffentlichkeit im Interview stark machten. Trotzdem vermisst sie in diesem Zusammenhang eine deutlichere Trennung der Befunde zwischen der Nutzung des Smartphones als Telefon einerseits und als Miniatur-Computer andererseits.

Besonders gelungen ist hingegen die Erarbeitung von Rahmen und Regeln, die den Umgang mit dem mobilen Mediums anleiten. Julia Roll zeigt, dass die Befragten und ihr Umfeld Wege gefunden haben, um die Nutzung des Smartphones sozialverträglich im Alltag zu realisieren. Ausgeprägte Konflikte, die sich entlang seiner Verwendung entzündeten, stellt sie nicht fest.

Sehr hilfreich sind die Zusammenfassungen, die die Verfasserin jedem Kapitel anfügt und die sie um tabellarische Darstellungen ergänzt. Diese gebündelte Präsentation zentraler Einsichten erlaubt es den Leser*innen, sich trotz vieler Details gut in den Kapiteln zu orientieren.

Insgesamt bietet die Lektüre von Julia Rolls Studie eine fundierte Übersicht über den Common Sense, der sich bezüglich des Umgangs mit Smartphones im öffentlichen Raum etabliert hat. Gleichwohl muss dieser Einblick notwendigerweise eine Momentaufnahme bleiben, weil Aushandlungsprozesse in diesem Zusammenhang bei Weitem nicht abgeschlossen sind.

Kathrin Friederike Müller

Lucia Sehnbruch

Eine Mediengeschichte des Bildschirms

Analyse der Dispositive visueller Wahrnehmungskonstruktion

Wiesbaden: Springer VS, 2018. – 410 S.

ISBN 978-3-658-19169-6

(Zugl. Univ. Diss. Köln, 2015)

Die Arbeit ist 2015 als Dissertation an der Universität Köln entstanden und wurde von dem in der konstruktivistischen Pädagogik verankerten Kersten Reich betreut. Es handelt sich um eine historische Analyse der Wahrnehmung und bildlichen Darstellung seit dem Mittelalter, die von Sehnbruch mit Bezug auf Foucaults Dispositivbegriff untersucht wird. Es geht ihr um eine geschichtliche Begründung des „Dispositivs visueller Wahrnehmungskonstruktion“. Das mediale Dispositiv, das in der Nachfolge von Foucault (der sich selbst zu Medien-dispositiven nicht geäußert hat) vor allem auf Kino, Fernsehen und Radio bezogen wurde, wird hier nun historisch, d. h. mit einer Entstehung am Ende des Mittelalters verankert und dann in einzelnen historischen Phasen untersucht.

Sehnbruch kann dabei auf eine umfangreiche Literatur zurückgreifen, da die Geschichte der visuellen Darstellung sowohl von der Kunst als auch der Mediengeschichtsschreibung bereits umfangreich aufgearbeitet wurde. Ihr Ziel ist es, diese mediale Entwicklung unter dem Dispositivbegriff zu ordnen, wobei sie das Sehen als Wahrnehmung mit der Entstehung eines neuzeitlichen Weltverstehens und mit der Erfindung von Zeichen- und später apparativen Darstellungstechniken verbindet.

Irritierend ist, dass Sehnbruch den Begriff des Bildschirms von der Gegenwart rückwärtsgreifend bis in das Mittelalter ausdehnt, ohne einmal zu reflektieren, ob jede Bildfläche auch schon gleich einen Schirm darstellt und ob der Bildschirm bereits ein Medium ist oder nicht selbst nur Teil eines komplexer angelegten Mediums, etwa des Fernsehens oder des Computers.

Der „Impuls“ zur Entstehung eines „Bildschirms“ kommt für Sehnbruch mit der Hinwendung des Weltverständnisses zur Naturbeobachtung, zur experimentellen Naturerforschung, der Erkenntnis der Notwendigkeit des Lichtes für das Sehen, dem Maschinenmodell innerhalb eines neuen Weltbildes. Vor allem in der Schule von Chartres, bei Francis Bacon und in der Entwicklung optischer Instrumente begründet sich für sie ein neuartiges Mensch-Maschine-Verhältnis (Linse = Auge). Unter Ein-

beziehung des Zeichnens als einer transparenten und zugleich konstruktiven Form der Darstellung entwickeln sich auch neue Bildformen. Diese kunst- und mediengeschichtlichen Zusammenhänge sind nicht wirklich neu, neu ist hier, dass Sehnbruch darin die Herausbildung eines „Visualitäts-Dispositivs“ erkennt und dies als Beginn des „Bildschirmmediums“ versteht.

Die Renaissance und die Entwicklung von Zeichenmaschinen zur perspektivischen Darstellung des Sichtbaren durch Brunelleschi, Alberti und anderen führen zu dem neuen Medium, das die Verfasserin hier zunächst als „Fenstermedium“ bezeichnet und in dem sie ein neues Weltbild entstehen sieht. Für Sehnbruch ist die „perspektivische Zeichenmatrix“ der Ausgangspunkt für das Entstehen der technischen Bilder. Der Darstellung der Renaissance-Entwicklungen gilt das Hauptinteresse der Verfasserin, die hier detailliert die verschiedenen Formen des neuen Denkens und seiner zeichnerischen Formulierung nachzeichnet und am Ende zu einer Darstellung der neuen Bilder als einer „Bildmauer“ kommt, die den „Beobachter in seiner Beobachtung“ der Welt prägt und beeinflusst.

Als nächsten Schritt sieht Sehnbruch die Entwicklung von optisch-technischen Instrumenten – von der Camera obscura und dem Teleskop bis hin zu den fotografischen Apparaten. Auch hier trägt sie zahlreiche mediengeschichtlich bekannte Details zusammen, versteht sie mit erklärenden Zitaten aus der Sekundärliteratur. Interessant wird die Arbeit vor allem dort, wo sie sich der Verwendung der Fotografie in den Naturwissenschaften zuwendet und hier einen engen Zusammenhang zwischen dem naturwissenschaftlichen Erkennen und den Visualisierungstechniken herstellt. Hier fördert die Arbeit interessante neue Aspekte zutage, hier löst sie ein – wie anfangs mehrfach versprochen –, „blinde Flecken“ in der naturwissenschaftlichen Erkenntnis zu beseitigen, die daraus resultieren, dass sich die Naturwissenschaften zu wenig mit ihren Visualisierungstechniken beschäftigen haben.

Die Neuordnung der Geschichte des apparativen Sehens unter einen Dispositivbegriff wäre produktiver gewesen, wenn Sehnbruch auch die verschiedenen Begriffsvarianten wie den „klassischen Bildschirm“ (S. 86), das „logische Bildschirm-Dispositiv“ (S. 225) oder den „bildschirmgeschichtlichen Experimentalismus“ erläutert und theoretisch reflektiert hätte. So konzentriert sich der Ertrag des Buches vor allem auf die geschichtliche Deskription des Zusammenwirkens von Technikentwicklung,

naturwissenschaftlichen Grundannahmen und kultureller Reflexionen des Sehens und Darstellens sowie der daraus resultierenden optischen Verfahren. Auch das allein ist allerdings schon hervorhebenswert.

In einem letzten Abschnitt geht Sehnbruch auf Kino, Fernsehen und den Computer ein, dies mehr summarisch und weniger differenziert. Hier hätte sie durchaus wieder auf Foucault zurückkommen können, setzt doch die Rezeption seines Dispositivbegriffs mit Blick auf die Medien (vor allem des Kinos) ein und werden gerade hier auch Fragen eines (Gesellschaft und Individuen prägenden) Machtzusammenhangs erörtert und auch im Kontext der Fernsehforschung diskutiert. Doch die institutionellen Fassungen der Dispositive interessieren Sehnbruch nicht. Sie wären jedoch gerade für die Auswirkung der visuellen Dispositive auf die Alltagswahrnehmung, von der Sehnbruch in der Einleitung spricht, wichtig gewesen.

Knut Hickethier

Matti Seithe

Rezeption und Wirkung massenmedialer Informationen zu HIV und Aids

Eine Analyse auf Grundlage des dynamisch-transaktionalen Ansatzes

Wiesbaden: Springer VS, 2017. – 248 S.

ISBN 978-3-658-18507-7

Trotz wichtiger Fortschritte bei Prävention, Diagnostik und Behandlung sind HIV und Aids auch in Deutschland nach wie vor nicht besiegt. Nach aktuellen Schätzungen des Robert Koch-Instituts leben mehr als 75.000 Personen in Deutschland mit einer HIV-Diagnose. Etwa 13.000 weitere könnten infiziert sein, ohne es zu wissen. Männer, die Sex mit Männern haben (MSM), gelten als die am stärksten gefährdete gesellschaftliche Teilgruppe, geht doch der weitaus größte Teil der bestehenden HIV-Infektionen als auch der Neuinfektionen auf Sex zwischen Männern zurück.

In seinem Buch (zugleich seine Dissertation) widmet sich Matti Seithe der Rezeption und Wirkung massenmedial verbreiteter Informationen zu HIV und Aids in dieser bzw. auf diese Risikogruppe, wobei der Verfasser sowohl Informationskampagnen zu HIV und Aids als auch die journalistische Berichterstattung als Quellen in den Blick nimmt. Das Buch behandelt somit ein ebenso gesellschaftlich hoch relevantes wie kommunikationswissenschaftlich spannendes Thema, das sich im Grenzbereich

zwischen Rezeptions-, Wirkungs- und Kommunikatorforschung bewegt und sich inhaltlich am ehesten der Gesundheitskommunikation zuordnen lässt.

Das Buch beginnt mit einem angemessen knappen wie informativen Kapitel zu den medizinischen Hintergründen, Prävalenzen und Übertragungswegen von Aids bzw. HIV. Anschließend zeichnet Seithe grob die Entwicklung journalistischer Berichterstattung seit der Entdeckung des HI-Virus Anfang der 1980er Jahre nach und beleuchtet den gesundheitspolitischen Umgang mit dem Thema in Deutschland. Ein besonderes Augenmerk liegt darüber hinaus auf institutionalisierten Akteuren der HIV-Prävention, wobei hier insbesondere die Präventions- und Aufklärungsarbeit der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung und der Deutschen AIDS-Hilfe im Fokus stehen.

Als relevante Rezeptionsdimensionen für die parallele Rezeption von Medieninhalten aus journalistischen Quellen und Quellen der Öffentlichkeitsarbeit identifiziert Seithe das (Themen-)Involvement der Rezipienten sowie das Vertrauen in die bzw. die Glaubwürdigkeit der Quellen. Der Agenda-Setting-Ansatz wird vom Autor als (vermeintlich einziges) geeignetes Konzept diskutiert, um gleichermaßen Wirkungen von journalistischen Inhalten und PR-Inhalten in den Blick zu nehmen. Weshalb an dieser Stelle angesichts des thematischen Kontextes der Arbeit nicht etwa auch der Framing-Ansatz oder breitere lerntheoretische Konzepte wie die sozial-kognitive Lerntheorie in Betracht gezogen werden, bleibt rätselhaft, zumal der Agenda-Setting-Ansatz selbst mit Blick auf die Entwicklung des Untersuchungsdesigns im weiteren Verlauf der Arbeit scheinbar keine Rolle mehr spielt.

Basierend auf dem Forschungsparadigma des dynamisch-transaktionalen Ansatzes (DTA) entwickelt Seithe schließlich ein Modell, mit dessen Hilfe er sich der Rezeption und Wirkung massenmedialer Informationsquellen aus empirischer Perspektive nähert. Dabei setzt er auf ein Feldexperiment, eine Methodenkombination aus einer zweiwelligen Online-Panel-Befragung (n=269) und einer quantitativen Inhaltsanalyse schwuler Medien (n=183).

Die Rekrutierung der anvisierten Zielgruppe der MSM bewerkstelligt Seithe über die Auslage von Flyern in Treffpunkten der Berliner Schwulenszene, Kleinanzeigen in einem Szenemagazin sowie online über entsprechende Posts auf Facebook-Auftritten von schwulen Medien und HIV-Präventionseinrichtungen. Auf diesen Wegen werden 269 Personen er-

reicht, die in beiden Wellen sämtliche Fragen zu u. a. Mediennutzung, Vertrauen (in das von ihnen meistgenutzte Medium) und Involvement beantworten. Inhaltsanalytisch untersucht werden die fünf meistgenannten schwulen Print- und Onlinemedien. Die Analyse auf Beitragsebene nimmt der Autor als alleiniger Codierer für einen Zeitraum von sechs Wochen zwischen den beiden Befragungen vor. Analysiert werden 183 journalistische Artikel (n=75) und PR-Beiträge (n=108), die sich mit HIV und Aids beschäftigen, wobei das Thema in 113 Beiträgen (n= 63 bzw. n=50) im Mittelpunkt steht.

Die Idee einer Verknüpfung von Befragungsdaten und Inhaltsanalysedaten zu den von den Befragten genutzten Medien auf individueller Ebene ist durchaus spannend. Allerdings beschränkt sich die Analyse letztlich weitestgehend auf quantitative Aspekte der Nutzung von Beiträgen mit HIV-Bezug (Viel- vs. Wenignutzer), während die Qualität der genutzten Medieninhalte (leider) außen vor bleibt. Problematisch ist zudem, dass nicht abgefragt wird, inwieweit welche redaktionellen und werblichen Beiträge von den Befragten tatsächlich rezipiert worden sind. Selbst die vorgenommene Einteilung in Viel- und Wenignutzer über eine errechnete Kontaktwahrscheinlichkeit mit entsprechenden Beiträgen bleibt somit letztendlich hypothetisch.

Letzteres erschwert naturgemäß Aussagen über einen etwaigen Einfluss der Kontakthäufigkeit auf das Themeninvolvement der Teilnehmer und das Vertrauen in das von ihnen meistgenutzte Medium, da nicht nachvollzogen werden kann, ob festgestellte Veränderungen tatsächlich wie von Seithe angenommen auf das Lesen der Beiträge mit HIV-Bezug zurückgehen. Nichtsdestotrotz zeigen die Ergebnisse laut Seithe unter anderem, dass eine geringere Kontaktwahrscheinlichkeit mit geringeren Veränderungen im Themeninvolvement einhergeht. Für Vielnutzer von Printmedien stellt der Autor im Gegensatz zu Vielnutzern von Online-Medien eine leichte Zunahme des Themeninvolvements fest. Effekte der Kontaktwahrscheinlichkeit auf das Vertrauen findet Seithe nicht.

Das Buch ist mit Blick auf die spezielle Fragestellung durchaus interessant und lesenswert, bietet gerade für thematisch weniger interessierte Leser darüber hinaus jedoch aus theoretischer und empirischer Sicht wenig Innovation und Mehrwert. Die Darstellung der Ergebnisse ist zum Teil recht kleinteilig und verschachtelt, die eher umständliche Suche nach geeigneten theoretischen Konzepten im ersten Teil der Arbeit wirkt bisweilen etwas künstlich und ge-

zwungen. Zumindest mir kam es hier teilweise so vor, als würde eine vorhandene Forschungs-idee und deren angedachte empirische Umsetzung ohne Not und eher anstandshalber in ein (zu enges?) theoretisches und paradigmatisches Korsett gezwängt.

Tatsächlich irritierend und für den Lesefluss hinderlich ist, dass Literaturbelege im Text mal innerhalb, mal außerhalb der jeweiligen Satzstrukturen stehen oder Satzzeichen mitunter vollständig fehlen. Bei einem Buch, für das der Verlag einen Ladenpreis von immerhin knapp 45 Euro aufruft, wäre hier aus meiner Sicht ein professionelleres Lektorat zu erwarten.

Markus Schäfer

Saskia Sell

Kommunikationsfreiheit

Emanzipatorische Diskurse im Kontext medientechnologischer Entwicklungsprozesse
Wiesbaden: Springer VS, 2017. – 337 S.
(Zugl. Freie Universität Berlin, Diss, 2016)

Kommunikationsfreiheit ist zweifellos ein Grundbegriff der Medienethik, aber auch der Medien- und Kommunikationswissenschaft insgesamt. Wie lässt sich die Forderung nach Kommunikationsfreiheit begründen, welche Einzelelemente sind mit diesem Begriff angesprochen?

Im ersten von acht Schritten kennzeichnet Sell ihr Vorgehen als „theoriegenerierende Analyse der netzöffentlichen Aushandlungsprozesse um Kommunikationsfreiheit“ (S. 7). Zur Erfassung dieser Onlinediskurse kommt es erst in den beiden Schlusskapiteln. Davor stellt Sell – in historischer und systematischer Reihenfolge – die Definitionen der und Argumentationen für die Kommunikationsfreiheit dar, und zwar nach der üblichen Methode der Literaturauswertung.

Der grundlegende philosophische Freiheitsbegriff enthalte ein negatives Element – Freiheit von Zwang, was Berlin (1995) betont –, aber auch ein reflexives und soziales Element, wie Honneth ergänzt. Die Mündigkeit, als Fähigkeit für sich selbst zu sprechen, sei ein weiteres, für die demokratische Partizipation wichtiges Element. Philosophen kommen auch im Nachzeichnen der historischen Entwicklung des Prinzips Kommunikationsfreiheit in Europa (Kap. 3) zu Wort, wobei Sell von der Antike zur Frühen Neuzeit springt; unser heutiges Verständnis sei zuerst von dem Dänen Constant (2003[1815]) formuliert worden.

Ein weiterer Schritt der Begriffsarbeit steht am Beginn des 4. Kapitels. Hier hebt die Autorin mit Emerson (1970) die Unterscheidung von Äußerung und Handlung hervor. Unter Einbeziehung des demokratietheoretischen Diskurses und der Gesetzgebung kommt Sell dann zu vierzehn Dimensionen von Kommunikationsfreiheit: Gedankenfreiheit, Glaubens- und Gewissensfreiheit, Whistleblowing, Meinungs(äußerungs)freiheit, Informationsfreiheit, Versammlungsfreiheit, Pressefreiheit, Medienfreiheit, Kunstfreiheit, Wissensfreiheit, Wissenschaftsfreiheit, das Recht auf Anonymität, Zugangsfreiheit zum Kommunikationsraum sowie das Recht auf Bildung.

Den zustimmenden Diskursen entgegen stehen die Einschränkungsdiskurse von Kommunikationsfreiheit (Kap. 5) – Argumente für die Notwendigkeit politisch oder religiös motivierter (Vor-)Zensur oder einer Nachzensur zum Schutze der Jugend; eine eher indirekte Form von Zensur stelle das „vorsichtige“ Marktverhalten von Medienunternehmen dar (Corporate Censorship). Auch das strategische Verheimlichen von Unternehmensdaten beschränke die volle Kommunikationsfreiheit des Publikums.

In einem letzten systematischen Kapitel (6) referiert Sell Überlegungen zur politischen Bedeutung (und Auswirkungen) neuer Technologien – am Beispiel des Buchdrucks und der Telegrafie (the Victorian Internet). In der Aneignungsphase neuer Techniken gebe es immer dieselben Befürchtungen und Hoffnungen.

Die Vorzüge – und Grenzen – dieser fünf vorbereitenden Kapitel seien mit einem Zitat aus dem Ende des 5. Kapitels benannt: „Der gesamte Komplex der hier eröffneten Problematik kann im Rahmen dieser Arbeit nur anhand der verschiedenen hier angeführten Aspekte angerissen werden.“ (207) In der Tat erfasst die historische und systematische Begriffsarbeit der Autorin zielsicher und kompakt die relevanten Veröffentlichungen, deren Zuordnung zu den einzelnen Fachwissenschaften sie übrigens im Literaturverzeichnis durch nachgestellte eckige Klammern sichtbar macht.

Die Quellentexte für Kapitel 7 und 8 sind nicht mehr die Aussagen der Fachliteratur zu den Subthemen oder Einzelbegriffen, sondern der Diskurs zur Netzfreiheit, wie er in ausgewählten Online-Zeitschriften, Blogs und Foren in den Jahren 1995 bis 2015 stattgefunden hat. Amerikanische und deutsche Technikjournalisten, Entwickler von Open-Source-Software und Medienphilosophen bilden jene „rekursive Öffentlichkeit“, welche Kelty (2008) als besonders kompetent und engagiert ausgemacht hat.

Sell wertet das Sample von 274 Artikeln in einer gründlichen Grob- und einer Feinanalyse aus. Einige Ergebnisse: Hauptanliegen der 82 AutorInnen ist der Erhalt eines offenen, freien, sicheren, belastbaren, flexiblen und wettbewerbsfähigen Internets. Ihre Argumentationen und Topoi waren entsprechend: Zensur, Zugangsfreiheit, Meinungsäußerungsfreiheit und Recht auf Anonymität. Sell konstatiert, dass hier auf etablierte Dimensionen von Kommunikationsfreiheit und das Ideal einer deliberativen Demokratie zurückgegriffen wird, um Netzfreiheit zu umschreiben. Hinzukommen, wenn auch nachgeordnet, technikspezifische Anliegen wie Verbindungsfreiheit, freie Hardware- und Anbieterwahl, diskriminierungsfreie Datenübertragung und Barrierefreiheit.

Die Vorzüge der Dissertation von Sell liegen für mich einmal in dem Detailreichtum, mit dem sie die Dimensionen und Subthemen der umfassenden Kommunikationsfreiheit behandelt. Diese nachzuschlagen, lohnt sich allemal. Darüber hinaus überzeugt mich die Arbeit auch in kommunikationswissenschaftlich-systematischer und medienethischer Hinsicht. Kommunikations- oder Netzfreiheit zu definieren und als Menschenrecht zu begründen, geht – wie sie wiederholt betont – nicht ohne normative Setzungen demokratietheoretischer Art. Gleichzeitig ist ihr Begründungsmodus zu Recht ein diskursethischer: Wir haben es fortgesetzt nötig, einen Minimalkonsens über die Ausprägungen dieses Menschenrechts herzustellen. Und der praktische Weg dahin ist ein nie abgeschlossener Diskursprozess – und dynamisch bleibt auch das Diskurselement technologische Entwicklung.

Rüdiger Funiok

Literatur

- Berlin, Isaiah (1995): Freiheit. Vier Versuche. Frankfurt a. M.: Fischer. [Originalausgabe (1969): *Four Essays on Liberty*. Oxford: Oxford Univ. Press.]
- Constant, Benjamin (2003[1815]): *Principles of Politics Applicable to All Governments*. Englischsprachige Übersetzung, hrsg. V. Etienne Hofmann. Indianapolis: Liberty Fund.
- Emerson, Thomas I. (1970): *The System of Freedom of Expression*. New York: Random House.
- Honneth, Axel (2011): *Das Recht der Freiheit*. Berlin: Suhrkamp.
- Kelty, Christopher (2008): *Two Bits: The Cultural Significance of Free Software*. Experimental Futures. Durham: Duke Univ. Press.

Alina Laura Tiews

Fluchtpunkt Film

Integrationen von Flüchtlingen und Vertriebenen durch den deutschen Nachkriegsfilm 1945–1990

Berlin: be.bra wissenschaft verlag, 2017. – 368 S.

(Reihe: Diktatur und Demokratie im 20. Jahrhundert; 6)

ISBN 978-3-95410-092-7

(Zugl.: Münster, Univ., Diss.)

Mit *Fluchtpunkt Film* legt die Historikerin Alina Laura Tiews „erstmal eine zeithistorisch ausgerichtete gesamtdeutsche Untersuchung der Filmgeschichte von Flucht und Vertreibung“ (S. 20) der deutschen Bevölkerung in Folge des Zweiten Weltkriegs vor. Erklärtes Ziel der Autorin ist es, „erstens [...] zur zeithistorischen Erforschung einer Nachgeschichte von Flucht und Vertreibung, zweitens zur medienhistorischen Erforschung audiovisueller Medien als gesellschaftspolitische Akteure“ (S. 11) beizutragen.

Anknüpfend an die in der Geschichtswissenschaft einschlägigen Überlegungen Achim Landwehrs nimmt Tiews in ihrer Arbeit eine diskurshistorische Perspektive ein: In ihrer nun als Monografie publizierten Dissertation spricht sie den von ihr untersuchten Spiel- und Fernsehfilmen knapp und prägnant eine „aktive Rolle in gesellschaftspolitischen Diskursen“ zu und betrachtet diese als „diskursive Akteure“ (S. 27). Weiterhin verortet Tiews ihre Arbeit auch im Feld der erinnerungskulturellen Forschung: Sie begreift „Filme als Medien des kollektiven Gedächtnisses“ (S. 38). Dementsprechend setzt sich Tiews nicht nur mit der „ästhetische[n] Machart und narrativen Strategien“ (S. 42) der Filme auseinander. Um das „erinnerungsbildende Potential“ (S. 42) der von ihr behandelten Filme zu eruieren, knüpft sie darüber hinaus an die Ausführungen von Astrid Erll und Stephanie Wodianska zum Erinnerungsfilm an und betrachtet die Filme zu Flucht und Vertreibung auch in ihrem jeweiligen „zeitgenössischen Produktionskontext und im Kontext ihrer Anschlusskommunikation“ (S. 42). Die Analyse der Anschlusskommunikation soll nach Tiews auch dazu dienen, sich dem sowohl in kommunikationsgeschichtlichen als auch der geschichtswissenschaftlichen Forschung leider immer noch eher selten behandelten „Phänomen der Medienwirkung“ (S. 43) anzunähern – inwieweit dies über eine Analyse der Anschlusskommunikation geleistet werden kann,

hätte hier jedoch zumindest aus kommunikationswissenschaftlicher Perspektive noch näher diskutiert werden können, ebenso wie die Quellenbasis für die Rekonstruktion der Anschlusskommunikation.

Schwerpunktmäßig befasst sich Tiews in *Flucht und Vertreibung* mit den zehn wohl populärsten, d. h. zuschauerstärksten Spiel- und Fernsehfilmen aus der BRD und der DDR, die das Thema Flucht und Vertreibung zwar über Genre-Grenzen hinweg in verschiedener Art und Weise sowie divergierendem Umfang verhandeln, in denen die Thematik Flucht und Vertreibung aber jeweils einen handlungsentscheidenden Hintergrund bildet. Sie geht dabei davon aus, dass es gerade die populären und zuschauerstarken Filme waren, die ein „erinnerungsbildendes Potential“ (S. 149) entfalteten.

Mittels einer filmimmanenten Analyse – im Sinne eines filmwissenschaftlichen Close Readings – zeigt die Historikerin auf, dass die „deutsch-deutsche Filmgeschichte von Flucht und Vertreibung“ trotz des Systemkonflikts „eine überraschend konvergente“ (S. 38) ist: Sowohl in der BRD als auch in der DDR folgten die von ihr analysierten Spiel- und Fernsehfilme einem starken „integrativen Impetus“ (S. 322). Die „erfolgreiche Integration“ der Flüchtlinge, Vertriebenen und Umsiedler erwies sich dabei, wie sie zusammenfasst, zunächst vor allem in Heimatfilmen, deren Handlung in der Gegenwart angesiedelt war, später dann vor allem in Historienfilmen, die Flucht und Vertreibung, „als zu erinnernden Teil einer gemeinsamen Geschichte“ (S. 327) positionierten, als „deutsch-deutsche Leiterzählung“ (S. 326).

Angereichert wird diese Analyse durch die knappe, in die jeweiligen Kapitel integrierte Thematisierung zahlreicher weiterer Spiel- und Fernsehfilme aus BRD und DDR, die Flucht und Vertreibung verhandelten, deren Angebot sich jedoch auch aufgrund „unkonventioneller Zugänge zum Thema“ (S. 145) als „nicht anschlussfähig“ (S. 159) erwiesen hat und die im Vergleich zu den populären Filmen zum Thema nur wenige Zuschauer und Zuschauerinnen fanden. Auch wenn durchaus über die Bezeichnung dieser Filme als „Sonderfälle“ gestritten werden kann, bietet Tiews mit *Fluchtpunkt Film* so ein beeindruckendes Panorama der filmischen Verhandlung von Flucht und Vertreibung in BRD und DDR.

Zusammengefasst: Die Historikerin Alina Laura Tiews leistet mit *Fluchtpunkt Film* eine wichtige und grundlegende Arbeit zum Thema Flucht und Vertreibung in Film und Fernsehen. Auf beeindruckende Art und Weise gelingt es ihr, in einer quellengesättigten Analyse Pro-

duktionskontext, Inhalt und Anschlusskommunikation der Filme zusammenzuführen sowie die Filme in ihren diskurshistorischen Kontext einzubetten. Insbesondere vor diesem Hintergrund hätte sich auch eine prägnante Zusammenfassung der konkreten Inhalte der Anschlusskommunikation zu den Filmen angeboten – leider verzichtet Tiews zum Ende der Arbeit jedoch auf die Möglichkeit, so die Bedeutung einer solchen Analyse abschließend noch einmal herauszustellen. Dies trübt den Gesamteindruck dieser Arbeit aus der Geschichtswissenschaft aber nicht wirklich: Zukünftige Arbeiten zum Thema kommen an *Fluchtpunkt Film* nicht vorbei.

Andre Dechert

Nadja Zaynel

Internetnutzung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit Down-Syndrom

Wiesbaden: Springer VS, 2017. – 287 S.

ISBN 978-3-658-17753-9

(Zugl.: Münster, Univ., Diss., 2015)

„Bringt man diese zwei Gedanken zusammen, 1.) die Medienöffentlichkeit als soziale Inklusion aller und 2.) das Ziel der UN-Konvention, Menschen mit geistiger Behinderung zu inkludieren, so lässt sich durch eine Brückenhypothese schlussfolgern, dass gerade die Teilhabe an Medien zur Teilhabe an gesamtgesellschaftlichen sozialen Prozessen befähigt.“ Diese Überlegung formuliert Nadja Zaynel in der Einleitung zu ihrer Dissertationsschrift. Es ist auch ein Ausgangspunkt ihrer Forschungsarbeit, in der sie sich damit auseinandersetzt, wie Jugendliche und junge Erwachsene mit Down-Syndrom das Internet nutzen, auf welche Hindernisse sie dabei stoßen und was ihnen dabei hilft, diese Hindernisse zu überwinden. Mit der Untersuchung der Mediennutzung von jungen Menschen mit Down-Syndrom hat sie sich schon in ihrer Abschlussarbeit beschäftigt, in der sie deren Umgang mit dem Fernsehen, dem meistgenutzten Medium der Zielgruppe, in den Blick genommen hat. Sie erschließt hier ein Feld, das bisher noch weitgehend brachliegt, indem sie die Bedeutung von Medien für Menschen mit einer – zumindest leichten – geistigen Behinderung untersucht.

Um hier Aussagen treffen zu können, ist es zunächst wichtig, die Zielgruppe zu kennen. Vor diesem Hintergrund setzt sich intensiv mit dem Down-Syndrom, seinen Merkmalen und Ausprägungen auseinander sowie mit der Frage, was es bedeutet, mit dem Down-Syn-

drom zu leben und welche Rolle Medien für Menschen mit Down-Syndrom spielen. Dabei wird deutlich, dass es zu letzterem Punkt bisher nur wenig wissenschaftliche Erkenntnisse gibt. Dennoch arbeitet sie heraus, dass junge Menschen mit Down-Syndrom bisher nur wenig Unterstützung bei der Entwicklung eines souveränen Umgangs mit digitalen Medien und insbesondere mit dem Internet bekommen. Dies liegt auch daran, dass die meisten Kinder und Jugendlichen Förderschulen mit dem Förderschwerpunkt „geistige Entwicklung“ besuchen. In den Lehrplänen dieser Schulform sind Medienbildung und Medienkompetenz bisher nicht verankert, und das Internet wird – im Vergleich zu anderen Schularten, aber auch im Vergleich zu Schulen mit einem anderen Förderschwerpunkt – deutlich seltener genutzt. Begründet wird dies häufig damit, dass Menschen mit einer geistigen Behinderung die Fähigkeit, sich im Internet zurechtzufinden, abgesprochen wird, digitale Medien somit keine Relevanz für den Alltag haben.

Dieser Argumentation widerspricht Zaynel und stellt fest: „ob eine Person das Internet nutzen will oder nicht, liegt im subjektiven Ermessen dieser Person und kann nicht aus einer Fremdperspektive beurteilt werden.“ (S. 89) Sie folgert daraus, dass die Heranführung an das Internet auch von Menschen mit einer geistigen Behinderung davon abhängen sollte, welche individuellen Bedürfnisse diese äußern. Anhand verschiedener Beispiele zeigt sie schließlich, dass das Internet für Menschen mit Down-Syndrom ein Empowerment-Potenzial bereithalten kann, da es ihnen die Möglichkeit bietet, mit anderen zu kommunizieren und ihre Themen einer größeren Öffentlichkeit näherzubringen, und sie sich dadurch als eigenständig und kompetent erfahren können.

Im anschließenden empirischen Teil stehen zwölf Jugendliche und junge Erwachsene mit Down-Syndrom im Zentrum. Anhand eines Mehrmethodendesigns, das aus Leitfadeninterviews mit deren Eltern, einer Befragung von Expertinnen und Experten mit Expertise aus unterschiedlicher Perspektive (ein Fördereschullehrer, zwei junge Erwachsene mit Down-Syndrom, eine Mitarbeiterin des Deutschen Down-Syndrom InfoCenters, die Chefredakteurin von *Obrenkuss*, einer Zeitschrift von Menschen mit Down-Syndrom) sowie einer teilnehmenden Beobachtung bestand, hat sie die Bedeutung des Internets im Alltag der jungen Menschen mit Down-Syndrom untersucht. Dabei kommt sie zu dem Ergebnis, dass das Internet Potenziale für Menschen mit Down-Syndrom in unterschiedlichen Bereichen be-

reithält. Dieses kann ihnen einen interessengeleiteten inhaltlichen Mehrwert bieten, zum Beispiel im Hinblick auf Sport, Musik, aber auch gesellschaftliche Fragen. Weiterhin kann es zur Freizeitgestaltung dienen, wie auch, um die Selbstständigkeit und Selbstbestimmung der Menschen im Alltag zu erhöhen, beispielsweise bei der Gestaltung der Freizeit oder der Organisation des Alltags. Einen großen Vorteil sieht sie in der Multimedialität des Internets, die es ermöglicht, dass Menschen mit Sinnes- bzw. geistigen Einschränkungen Inhalte auf unterschiedliche Art und Weise präsentiert werden können.

Schließlich bietet das Internet Menschen mit Down-Syndrom auch die Möglichkeit, an gesellschaftlichen Fragen und Entwicklungen zu partizipieren. Allerdings sind sie auf Unterstützung angewiesen, wenn es darum geht, diese Potenziale auszuschöpfen. Vor diesem Hintergrund stellt Zaynel fest, dass soziale Faktoren im Vordergrund stehen, wenn es darum geht, wie Menschen mit Down-Syndrom das Internet nutzen und für sich nutzbar machen können. Einen ganz wesentlichen Einfluss haben dabei Eltern, Geschwister und Bildungsinstitutionen. Wenn Menschen mit Down-Syndrom von jenen Unterstützung bei der Aneignung des Internets erhalten, haben diese die Möglichkeit, dessen Potenziale für sich selbst und im Hinblick auf eine stärkere Teilhabe an der Gesellschaft zu erschließen. Sie tragen auch wesentlich dazu bei, dass Menschen mit Down-Syndrom sich nicht zu schnell entmutigen lassen, wenn sie aufgrund ihrer Behinderung immer wieder auf Schwierigkeiten stoßen.

So steht am Ende das Plädoyer dafür, dass auch für Menschen mit einer geistigen Behinderung die Förderung von Medienkompetenz auf institutioneller Ebene notwendig ist und Medienbildung auch in den Lehrplänen von Förderschulen mit dem Schwerpunkt geistige Entwicklung verankert sein muss. Damit verbunden ist aber auch ein gesellschaftliches Umdenken notwendig, das Menschen mit geistiger Behinderung ein Interesse sowie einen Mehrwert des Internets für ihren Alltag nicht von vorneherein abspricht, sondern bei den individuellen Interessen eines jeden Menschen ansetzt. Damit hat Nadja Zaynel einen wichtigen Schritt im Hinblick auf eine inklusive Gesellschaft unternommen und Ansatzpunkte für eine weitergehende Forschung im Hinblick auf die Bedeutung, die Medien hierbei haben (können), aufgezeigt.

Susanne Eggert